

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

22]

Roman von E. Viebig.

Alle Menschen waren gut; nicht einer, der nicht freundlich gegen sie gewesen wäre! Elisabeth wußte selbst nicht, wie ihr die Tage hingingen — trübe Wintertage, und doch im goldenen Sonnenschein! Sie sah ihr Buch in den Schaufenstern der Buchhandlungen, ihre „Einfachen Geschichten“, kostbar gebunden, — ihr dünkte der schreiende Einband ein Wunder von Geschmack — sie las ihren Namen in den Zeitungen, wurde bald hier bald dort eingeladen, mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, als eine Persönlichkeit mit Auszeichnung behandelt — — — und das sollte immer, immer so weitergehen?! „Das kommt noch ganz anders!“ hatte Leonore Mannhardt gesagt und befriedigt gelächelt.

Wie ein Hauch stieg es dem Mädchen zu Kopf; da lagen Kritiken, ein ganzer Pack, und jede sprach ihr von Erfolg, von ihrem großen Erfolg!

Was tönte in ihren Ohren nicht alles wieder?! Eine wunderbare bethörende Musik!

Nur Heider hatte nicht in sie allgemeine Anerkennung mit eingestimmt; er hatte gesagt: „Daß Sie Talent haben, Elisabeth, erkenne ich gern an. Aber es ist noch nicht reif. Ihr Buch ist eine Talentprobe, aber kein Kunstwerk.“ Sie wollte aufbrausen. Aber unbeirrt sprach er weiter: „Wenn auch die Leute vor Bewunderung platt auf dem Bauch liegen, so muß ich doch —“

Sie hatte ihn nicht ausreden lassen, empfindlich sagte sie: „Geben Sie sich keine Mühe, Sie können mir meine Freude nicht verderben und mir den Glauben an mich selbst auch nicht rauben. Ich werde fleißig sein, arbeiten. Maier will mein nächstes Buch gern verlegen. Er hatte gefürchtet, dieses wäre nichts fürs Publikum; ich sollte den Titel ändern: „Leidenenschaften“, — ich habe auf den „Einfachen Geschichten“ bestanden. Wie lange noch, und die zweite Auflage ist nötig. Denken Sie, die zweite Auflage!“ Sie lachte hell auf, glücklich wie ein Kind und klatschte in die Hände.

Er hatte die Achseln gezuckt. „Wenn Sie das befriedigt!“

Sie schmollte mit ihm. Oft drängte es sie, hinzulaufen, ihm dieses oder jenes mitzuteilen, aber ihr Künstlerstolz verbot es ihr; sie war gekränkt und hatte es ihm übelgenommen, daß er nicht mit einstimmte in den allgemeinen Lobeshymnus. Das war der einzige bittere Tropfen in dem Freudenbether.

Elisabeth sah und sann nach. „Sechszwanzig Jahre!“ sagte sie laut und hielt die gespreizten Finger gegen das Licht der Lampe. Das Blut schimmerte warm, rosig, fast glühend durch die zarte Haut — noch jung, und schon so viel erreicht! Sie schloß, wie vom Schwindel erfasst, die Augen — — — sie war einen hohen Berg hinaufgelaufen, in unglücklich kurzer Zeit hatte sie den Gipfel erreicht, nun stand sie atemlos oben, und nun — nun — —

Sie dachte plötzlich an Ebel. Noch ein paar Mal hatte sie ihn gesehen, bei Marie Ritter und zufällig auf der Straße; aber da hatte er sie nicht angeredet, sondern sie nur respektvoll gegrüßt. Sie hatte ihm ihr Buch gezeigt mit ein paar Zeilen der Widmung — das war sie ihm doch schuldig. Und er hatte ihr dafür in einem Brief gedankt, der weit entfernt war von jeder Schmeichelei, schlicht, ehelich, männlich — gerade so, wie sie ihn selbst zu kennen glaubte; aber aus jedem Wort sprach innige Verehrung. Sie hatte den Brief mehrmals hintereinander gelesen und darauf niedergeblickt, bis ihr das Blut zu Kopf stieg.

Jetzt wollte sie ihn noch einmal lesen. Sie stand langsam auf und ging wie träumend zum Schreibtisch.

Draußen rührte sich die Klingel. Elisabeth schreckte zusammen. Rasch lief sie hin — Niemand war nicht da — und sie erwartete jetzt jeden Tag ein neues Glück. Es kam ja immer mehr, mehr, es konnte gar nicht enden!

Mit klopfendem Herzen riß sie die Thür auf — Leonore Mannhardt stand draußen.

„Ah, Du!“ Elisabeth zog sie herein; Leonore warf den kostbaren Pelzmantel ab.

„Fühle, wie ich glühe!“ sagte sie und hielt des Mädchens Hände an ihre Wangen. „Du mußt wirklich eine andere Wohnung nehmen! Ich bin ganz außer Atem von Deinen vier Treppen. Mehr in unserer Nähe. Und dann der Ausgang vom Hof aus, das geht doch nicht! — Ich muß Dir rasch erzählen, wunderbar, herrlich!“

„Was denn? Nimm Platz!“

„Denke, denke!“ Leonore lief aufgeregt in dem kleinen Zimmer hin und her. „Denke, da trifft mein Mann vor acht Tagen im Wintergarten Schwertfeger, Du weißt doch, den neuen Direktor! Sie sind Landsleute, sie haben zusammen auf der Schulbank gesessen. Zufällig reden sie von Litteratur — Mädchen, hast Du ein Glück, müssen die gerade darauf kommen! Mein Mann verfehlte nicht, Deinen Namen zu nennen; Schwertfeger kannte ihn noch nicht. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihm Dein Buch zu schicken; nun bedankt er sich heute bei mir und schreibt, daß er ganz entzückt sei, daß ihn besonders der dramatische Zug darin sehr gefesselt habe. Da ist es mir klar geworden“ — sie machte eine Pause und sah das Mädchen bedeutungsvoll an — „Du mußt ein Stück Schreiberin!“

„Ja?!“ Elisabeth war sehr verwundert.

„Ja, Du! Ich helfe Dir dabei. Ein Stück, das ist der einzige Weg, um rasch berühmt zu werden. Ein Theatererfolg ist mehr wert als hundert Bücher. Wir werden das schon machen. Schwertfeger ist uns sicher. Goedeke ist pekuniär bei dem Theater beteiligt, ich werde mit ihm sprechen.“

„Ah — —!“ Elisabeth wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, sie lachte anhaltend, laut und lustig.

Frau Leonore mußte auch lächeln, des Mädchens Lachen wirkte so ansteckend; aber dann sagte sie ein klein wenig ärgerlich: „Du bist kindisch!“

„Ja? Hahaha!“ Elisabeth schüttelte sich. „Ich soll ein Stück schreiben? Kann ich ja gar nicht, fällt mir gar nicht ein!“

„Du mußt nicht eigensinnig sein! Höre auf meinen Rat!“ Frau Leonore machte ein ernstes Gesicht. „Nun haben wir Dich so weit lanciert, mit Glück, das mußt Du doch sagen; nun mußt Du aber auch das Deinige thun!“

„Das Meinige?!“ Elisabeth sah sie groß an, ihr Lachen war verstummt. „Und habe ich denn nicht das Meinige — —?“ Sie stotterte.

„Natürlich, natürlich! Du bist ein großes Talent! Du mißverstehst mich!“ sagte Leonore nach einem raschen Blick in des Mädchens Gesicht.

Es klopfte an der Entree Thür.

„Das ist Frau Kistemacher!“ Elisabeth sprang auf. „Die schellt nicht, die klopft nur.“

„Wie unangenehm!“ Leonore zog das Mädchen kraus. „Das ist wohl die Zahnarzt-Frau? Ich wundere mich, Liebchen, daß Du Dich mit denen so angefreundet hast. Sind es denn wirklich gebildete Leute?“

„Oh, sehr!“ Elisabeth ging, um zu öffnen. Sie blieb eine ganze Weile draußen; man hörte murmeln. Dann kam sie allein zurück. „Frau Kistemacher kommt gleich wieder,“ sagte sie. „Als sie hörte, Du wärest hier, wollte sie nicht hereinkommen, sie war in Morgenröde und Schürze.“

„Also solchen Respekt! Ich bitte Dich, das ist doch wirklich nicht nötig — wenn mein Mann noch hier gewesen wäre! Aber vor mir?“ Leonore lächelte bescheiden. „Aber in der That, die Frau hat ganz Recht.“

„Sie ist eine sehr liebe Frau, und er ist wirklich ein kluger Mensch!“ Elisabeth fühlte sich gedrungen, Kistemachers herauszustreichen und erzählte von ihnen.

Leonore hörte zu, eine gewisse Herablassung in der Miene.

„Sie sind sehr gut zu mir,“ schloß das Mädchen.

Da klopfte es schon wieder.

„Das ist ja sehr rasch gegangen.“ Frau Mannhardt setzte sich aufs Sofa.

Elisabeth führte Frau Kistemacher herein. Diese war sehr rot und heiß. „Ich habe noch nicht die Ehre gehabt — sehr angenehm.“ Sie machte der Dame im zartgrünen Tuchkleid, die so vornehm auf dem Sofa saß, eine förmliche Ver-

beugung. Dann umarmte sie Elisabeth und küßte sie schallend.

Frau Mannhardt verzog den Mund.

Elisabeth fühlte sich einigermaßen peinlich berührt; die zwei paßten schlecht zu einander, und sie hatte doch jede von ihnen lieb. Man sprach von diesem und jenem, zögernd, die beiden Frauen einander gleichsam mit den Fingern bestastend. Leonore war sehr zurückhaltend, und das Gespräch qualte sich nur so hin.

Plötzlich sagte Frau Ristemacher: „Es freut mich wirklich sehr, Sie kennen zu lernen, gnädige Frau; Elisabeth hat uns schon so viel von Ihnen erzählt, daß ich ganz neugierig war!“

„Ei, warum nicht gar?“ Leonores Miene wurde entgegenkommender. „Wein kleines Genie!“ sagte sie zärtlich und zog das Mädchen an sich.

„Sie haben sich auch so für Elisabeth interessiert, gnädige Frau!“ Frau Ristemacher hätte nicht mehr Dankbarkeit in ihre Stimme legen können, wenn sie von einer ihrem leidlichen Klunde erwiesenen Freundlichkeit gesprochen hätte.

Leonore neigte sich verbindlich. „Ja bitte Sie, das würde doch jeder gethan haben! Mein einziges Verdienst ist, zuerst ihr Talent erkannt zu haben. Ja habe sie entdeckt!“ Ihre zierliche Gestalt schien zu wachsen, sie nickte Elisabeth zu.

(Fortsetzung folgt.)

### Sagen unserer Antipoden.)

Die Phantasie der Polynesier hat die Berge und Wälder, die Seen und Flüsse der weiten über den Stillen Ocean verstreuten Inselwelt dicht bevölkert mit übernatürlichen Wesen: in den Laubkronen der Bäume wohnen Feen und Elfen; mit allerlei Spielen belustigen sie sich auf freien Hügelkuppen und in lichten Thälern, sie tanzen um Blumen und schaukeln auf Lianen. Greuliche Riesen, Kobolde mit Schlangenschwänzen und weibliche Gestalten mit Vogelstügeln tanzen in Höhlen und finsternen Dickichten. Nixen tummeln sich im Köhricht der Seeufer, an Wasserfällen und in der Meeresstrandung. Die Feen und Elfen, die der Polynesier sich mit weißer Haut und blondem Haar vorstellt, gelten als harmlos und den Menschen freundlich gesinnt, zu den gefürchteten Wesen gehören dagegen die „Turchu“, ein Geschlecht böshafter Gnommen. Als ich einmal auf der öden Whitu-Steppe in Neuseeland kampierte, besauftragte ich beim Hereinbrechen der Dämmerung einen meiner Maori damit, nach den Fesseln unserer weidenden Reit- und Paddtiere zu sehen. Es trieben sich auf der Steppe kleine Herden verwilderter Pferde herum, und die Gefahr lag nahe, daß durch diese unsere Pferde beunruhigt und zum Durchgehen veranlaßt werden könnten. Der Mann war kaum zehn Minuten fort gewesen, als er, wilde Schreie ausstoßend, wie toll zurückgerannt kam. Das Entsetzen hatte ihn dermaßen gepackt, daß er, keines klaren Gedankens mehr fähig, sich auf die Steine fallen ließ, die von den Weibern des Lagertrusses für Kochzweck erhitzt worden waren. Wir rissen den schier Bestimmungslosen rasch weg und er kam mit etlichen leichten Brandwunden davon, aber geraume Zeit dauerte es, bis er soweit seine Fassung wieder erlangte, auf meine Fragen verständliche Antworten zu geben. Er habe einen Turchu gesehen, erklärte er. Ein winziges, häßliches Männlein habe, Grimassen schneidend, unter einem Strauche gehockt. Die Glieder habe der Turchu nicht geregelt, auch nicht gesprochen, aber der Anblick sei fürchterlich gewesen.

Das Legendenetz der Kanalen ist, wie das anderer Völker und Rassen, in seinen Hauptteilen aus Phantasie-material zusammengewoben, immerhin werden von den Märschen des Reges auch Bruchstücke wirklicher Ereignisse festgehalten worden sein. In diesen von Generation auf Generation vererbten Ueberlieferungen müssen wir die wenigen wohl je zu findenden Körnchen geschichtlicher Wahrheit über die fernabliegende Vergangenheit jener Insulaner suchen. Wie ich sie während eines längeren Verweilens auf Neuseeland und andern Südpazifik-Inseln genau nach den Erzählungen der Eingeborenen aufgezeichnet habe, so gebe ich einige der Sagen hier wieder, von denen manche an Legenden erinnern, die bei uns im Volksmunde fortleben.

Dem Helden Nata hatten Nixen die Gebeine seines Vaters geraubt und übers Meer entführt. Diese Gebeine wollte der Sohn zurückholen. Er begab sich in den Wald, dort den zur Anfertigung eines Kanus genügenden Baum auszuwählen. Er fand, was er suchte und ging mit seinem Steinbeil an die Arbeit, ohne vorher zu dem Gotte des Waldes gebetet zu haben. Nachdem es Nacht geworden und Nata den gefällten Baum verlassen hatte, um am nächsten Tage weiter zu arbeiten, erschienen die dem Waldgott dienenden Elfen und begannen zu singen:

Fliegt zusammen Splitter und Späne,  
Fliegt zusammen Späne und Splitter.

Und alsbald stand der Baum wieder aufrecht und umversehrt. So fand ihn am Morgen der nicht wenig erstaunte Nata. Unverdroffen

fällte er den Baum zum zweitenmal, aber mit dem Auszimmern wurde er auch an diesem zweiten Tag nicht fertig. Am dritten Tage sagte sich Nata, daß er hier wohl nie seinen Zweck erreichen würde, aber er wollte wenigstens wissen, wer ihm so bösen Schabernack gespielt. So schlug er dem den Baum zum drittenmale um, anstatt aber am Abend heimzugehen, verbarg er sich in den Büschen. Bald vernahm er die Stimmen der Waldgeister und sah sie um den liegenden Stamm sich sammeln. Als sie anhoben, die magische Formel zu singen, sprach Nata zwischen sie, packte zwei der kleinen Wesen und hielt sie fest. Auf seine Frage, warum sie und ihre Genossen seine Arbeit vereitelten, warfen sie ihm seine Nichtachtung des Waldgottes vor. Da schämte sich Nata und ließ den Kopf hängen. Sobald die Elfen erkannten, daß der Sterbliche aufrichtig sein Verhalten bereute, trösteten sie ihn und versprachen, ihm zu helfen. Auf ein gegebenes Zeichen kamen Tausende von Elfen aus allen Richtungen her, und im Nu entstand unter ihren Fingern ein wundervolles Boot. Dieses von den Waldgeistern erbaute Kanoe spielt unter dem Namen Niwari in verschiedenen Legenden der Polynesier eine hervorragende Rolle.

Weit weg von Neuseeland, auf Aitutaki im Hervey-Archipel bin ich auf eine andere Wendung der Niwari-Sage gestoßen. Als Nata den Baum für ein Kanu fällte, wurde er Zeuge eines dreitägigen Kampfes zwischen einer gräßlichen schwarzen Seeschlange und einem schönen weißen Reiter. Natas Zimmerarbeit erwies sich, wie in dem vorigen Märchen, stets als eitel, bis er dem Reiter beistand und die Schlange mit seinem Weile erschlug. Der in dieser Legende zum Ausdruck gebrachten Idee vom Kampfe zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gut und Böse, dem der nur eigennützig Ziele verfolgende Mensch, sich selber zum Schaden, eine Weile gleichgültig zuschaut, bis er endlich sich zur Unterstützung des Guten entschließt und dafür belohnt wird, bringt das poetisch veranlagte Gemüt der Insulaner volles Verständnis entgegen.

Die Kunst des Regeschleutens soll seine Landsleute ein gewisser Kahukura gelehrt haben. Dieser schritt eines Abends, als die Schatten der Nacht aufgingen über die Landschaft sich auszubreiten, am Strande hin und sah dort im feuchten Sande sonderbare, ihm unbekannte Fußspuren eingedrückt. Wer die hinterlassen, das wollte er erfahren, und so legte er sich dem im nächsten Dickicht auf die Lauer. Um Mitternacht vernahm er vom Meere her Stimmen von Elfen, die da draußen fischten und schließlich, fröhlich singend, landwärts ruderten. Vorsichtig schlüpfte der Lauerer aus seinem Versteck und nißchte sich unter die ans Ufer gestiegenen Fische, die ihn, dessen Haut außergewöhnlich hell war, beim schwachen Sternennacht für einen der Ihrigen hielten. Etliche der unsterblichen Wesen sprangen in die See zurück und hoben die Rege über die im seichten Wasser liegenden Steine, während die anderen zogen. Diesen half Kahukura, der vorher noch nie ein Netz gesehen hatte, aus Leibeskräften. Bald lag der erste Fisch auf dem Sande, und eine Weile später war der Strand übersät mit glitzernder Beute. Die Fische wurden gesammelt, und auch dabei half Kahukura, ließ aber öfters absichtlich die bereits aufgeschwirrt Schuppenträger wieder entflüpfen. Einer der Elfen kam ihm zu helfen, dann noch ein zweiter, doch immer wieder wußte es der schlaue Kahukura so einzurichten, daß der Knoten am untersten Fische aufging und mit dem Aufreihen von vorne angefangen werden mußte. Er wollte die Arbeit hinhalten bis zum Aufgang der Sonne. Als endlich der Morgen anbrach und es so hell wurde, daß einer des andern Gesichtszüge unterscheiden konnte, erkannten die Elfen den Menschen in ihrer Mitte. In großer Bestürzung flohen sie landeinwärts, und Kahukura nahm Besitz von Fischen, Booten und Regen.

Die vulkanischen Erscheinungen auf Neuseeland erklärt eine Legende folgendermaßen: Ragatoroirangi (wörtlich: der große Läufer aus der andern Welt) verliebte mit seinem Weibe und dem treuen Sklaven Ragaurohni (einer, der durch schäumende Wasser rudert) Hawaii, fremde Länder aufzusuchen. Nach langer Meerfahrt erreichten die drei Wakari, eine kleine Insel mit einem erloschenen Vulkan gleichen Namens in der Plenty-Bai, 45 km von der Küste der Nordinsel Neuseelands entfernt. Dort blieb das Weib zurück, das von Hawaii mitgebrachte heilige Feuer zu hüten, die beiden Männer aber ruderten nach dem großen Lande hinüber und stiegen auf den hohen Schneeberg Tongariro, einen heute noch thätigen, den Maori heiligen Vulkan, umschau zu halten. Die auf dem Gipfel herrschende eisige Kälte überwältigte den Sklaven, und „der große Läufer“ rief seinem Weibe zu, sie solle das Feuer bringen. Das Weib vernahm die Stimme des fernem Gatten und beeilte sich so sehr, dem Gebote Folge zu leisten, daß unterwegs Funken und glühende Kohlen fielen. Wo immer diese in Erdballen gerieten, entstanden alsbald Fumarolen, heiße Quellen und Geysir. Trotz aller Eile erreichte das Weib den Gipfel des Tongariro nicht mehr rechtzeitig genug, das Leben des Sklaven zu retten, aber das heilige Feuer legte sie auf dem Berge nieder, der dadurch zu einem Vulkan gemacht wurde, wie die Berge Hawaiis.

Der Sagenschatz der zur Herveygruppe gehörenden Insel Mangaia ist ein besonders reicher. Eine große Rolle spielen dort die Tapairus, von denen die den Menschen bekanntesten die vier schönen Lötcher Miras, der grimmen Göttin der Unterwelt, sind. Lebenschäftlich lieben sie den Tanz, den sie zu Ehren des Gottes Tani aufführen, unvollt von ihren prächtigen, mit Blumen durchflochtenen, bis auf den Boden reichenden Haaren. Sie fehlen bei keiner Tanzbelustigung der Insulaner, die heute noch auf jedem Festplage eine Stelle unbemüht lassen und für die zarten Füße der

\*) Aus der „Aölnischen Zeitung“.

Töchter Miras mit frisch gepflückten Blättern überstreuen. Gehehen können die vier schönen Tänzerinnen nur von solchen werden, die sich die Augen mit einer Salbe bestreichen lassen, deren Zubereitung ein Geheimnis der Zauberer und Priester ist. Andere Tapairas bewohnen die ätherischen Regionen. Sie werden die Elfen des Himmels genannt, und ihre Gebieterin ist Ina, die Mondgöttin. Diese Geisterwesen betreiben mit Vorliebe das Ballspiel, das der Held Nagaru von ihnen gelernt und die Menschen gelehrt hat. Mit Stolz weisen die Eingeborenen Manguais auf die eine Seemeile vom Strande weg in leichtem Wasser liegenden Felsklumpen, von denen jeder gut seine zwanzig Tonnen wiegen dürfte. Der Ueberlieferung nach sind sie von einem Riesen auf ihren Platz geworfen worden, über den die Legende folgendes berichtet: Auf Mangua lebte einst eine Riesin, die durch ihre Schlafsucht sich auszeichnete; öfters schlief sie Wochen nacheinander ohne Unterbrechung. Dieses Weib gebar ein winziges, schwächliches Kind, ein Knäblein so erbärmlich, daß die Mutter nichts von ihm wissen wollte und es am See-Ufer aussetzte. Eine Welle spülte es fort, und eine Wasserfee nahm sich seiner an. Diese ernährte das Knäblein mit Schaumbblasen, und das Knäblein gedieh bei dieser Kost; es wuchs und wuchs, bis es schließlich zu einem Manne herangewachsen war, sechzig Fuß hoch. Die Fee hatte ihm den Namen Moki gegeben, und unter diesem Namen wurde der Riese weit und breit berühmt wegen seiner Kraft und seines Mutes. Da kamen eines Tages Boote von Koratonga und landeten zweihundert Männer auf Mangua. Unfähig benahmen die Fremdlinge sich artig, später aber wurden sie anmaßend und töteten sogar einen der Mangua-Zusulaner. Darob ergrimmt Moki und mit einer gewaltigen Keule erschlug er alle Koratonganer bis auf einen, der nach der heimischen Insel zurücksegelte und seinen Landsleuten Kunde brachte von dem Geschehen. Daraufhin rüsteten die Koratonganer zu einem Rachezuge unter Anführung ihres eigenen, dreißig Fuß hohen Riesen. Als Moki das Nahen der feindlichen Flotte erspäht hatte, wartete er so weit ins Meer hinaus, daß nur sein Kopf noch über Wasser blieb. In dieser Stellung rief er die Koratonganer an und forderte ihren Riesen auf, ans Land zu kommen und dort mit ihm durch einen Zweikampf die Sache zum Austrag zu bringen. Die Herausforderung wurde angenommen, und langsam stieg Moki dem Ufer zu. Jetzt erst gewahrten die Koratonganer, daß ihr Riese nur halb so groß war als der Gegner, mit dem er sich messen sollte, und entsetzt wandten sie die Boote und flohen. Moki bißte sich und brach von der nächsten Klippe drei Felsstücke ab, die er dem feindlichen Geschwader nachschleuderte. Von den vielen Riesen, die in den polynesischen Gegenden auftraten, werden manche wirklich gelebt haben als außergewöhnlich große und kriegerische Helden und Häuptlinge, die im Verlaufe der Jahrhunderte die mündlichen Ueberlieferungen mit einem immer fabelhafter und ungeheuerlicher sie gestaltenden Nimbus umwoben hat.

Die legendenhafte Entwicklungsgeschichte der Elfen, Gnommen, Kobolde, Zwerge und anderer Märchengestalten unserer heimischen Waldwildnisse läßt sich vielleicht zurückleiten auf eine kleine, dunkelhäutige Rasse vorgeschichtlicher Ureinwohner Europas, die von den aus Osten einwandernden Indogermanen verdrängt und ausgerottet wurden. Aehnliche Massenverschiebungen werden auch auf Neuseeland sich abgespielt haben. Nachdem Mani, der große Gott, so erzählten die Maori, die Nordinsel aus dem Abgrunde des Meeres geholt hatte, übergab er sie dem Kai. Die Nachkommen Kais mehrten sich und breiteten sich aus über das ganze Land. Dann wanderten die Futu-Mai-Mo ein und vermischten sich mit den Kai. Diese Mischrasse wurde von den Turku vernichtet, und die Turku mußten den Maori weichen. Schattenhafter noch als die Geschichte der kleinen Nordinsel ist die der großen Südinsel mit ihren Riesen-geschlechtern.

Heute haufen die Ureinwohner Neuseelands nur noch als Phantome in den entlegensten Ecken, und auch aus diesen Asten des Sagenlaubens werden die Artschläge der Ansiedler und der Pfiff der Lokomotive sie bald vertrieben haben. Die praktischen, nüchternen Kolonisten bringen den Legenden der Eingeborenen kein Interesse entgegen; mit dem letzten der Maori werden wohl auch die Sagen seines Volkes verschwinden. —

## Kleines Feuilleton.

— **Vergiftung durch Sauerampfer.** Der Genuß des Sauerampfers (*Rumex acetosa*) wird wohl allgemein für unschädlich gehalten. Sauerampfer, frisch von den Wiesen gepflückt, gehört zu den gesuchten Frühlingssaladern der Kinder, und nicht selten kommt es vor, daß sich eine Art Wettkampf darüber entspinnt, wer die größten Mengen von Sauerampfer zu verschlingen und zu vertragen vermag. Aus meiner eigenen Jugendzeit — so erzählt Professor Dr. Hermann Eichhorst in der „Deutsch. Med. Wochenschrift“ — entsinne ich mich noch, daß wohl dieser oder jener Wettkampf unter meinen Kameraden nach zu reichlichen Mahlzeiten der genannten Art über Magenbrud oder gar Uebelkeit klagte, aber zu ersteren und weiteren Erscheinungen habe ich es niemals kommen sehen. Auch heute noch besteht die Unsitte des Sauerampferessens in der Kinderwelt fort, und Wettessen kommen, wie ich beobachtet habe, auch heute noch immer gar nicht selten vor. Der Erwachsene pflegt mit dem Genuße des Sauerampfers vorstichtiger zu sein, immerhin gift in heißer Sommersonne Dabintwandernden Sauerampfer als eine nicht zu verachtende durst-

stillende und durch seinen Säuregehalt erquickende Kost, und in vielen Familien gehört die Sauerampfersuppe zu den beliebtesten Kräuterstuppen des erwachten Lenzes. Dem Gedanken, daß der Sauerampfer seinen erquickenden Säuregeschmack einer sehr giftigen Säure, der Klee- oder Oxalsäure, verdankt, pflegt man kaum erstens nachzuhängen, aber jedenfalls muß man die Möglichkeit zugestehen, daß ein übermäßiger Genuß von Sauerampfer zu Vergiftung Veranlassung geben könnte, und vielleicht ist es sogar wunderbar, daß derartige Vergiftungen nicht häufig beobachtet werden. Daß Sauerampfer in zu großen Mengen nicht ungekostet genossen wird, erfährt Professor Eichhorst an einem zwölfjährigen Knaben, der wenige Stunden nach dem Genuß von rohem Sauerampfer an einer heftigen blutigen Nierenentzündung erkrankte und binnen neun Tagen unter Bewußtlosigkeit und Anfällen von allgemeinen zudenden Muskelkrämpfen starb. Der Knabe hatte beim Umhertummeln auf Wiesen große Mengen von Sauerampfer genossen; gegen Abend klagte er über Leibschmerzen, dann trat wiederholtes Erbrechen und Durchfall auf. Später wurde das Gesicht gelblich, in der Nierengegend stellten sich Schmerzen ein, und im Harn trat reichlich Eiweiß auf, ein Zeichen, daß es zu einer Nierenentzündung gekommen war, an deren Folgen der Junge dann starb. Die Litteratur über Sauerampfervergiftung ist bisher dürftig; die Lehrbücher über Vergiftungen erwähnen den Sauerampfer überhaupt nicht. Wertvoll ist darum die Beobachtung eines Tierarztes, da sie beweist, daß selbst für große Tiere (Pferde) der Genuß des Sauerampfers verhängnisvoll werden kann; ein Pferd erkrankte nach dem Fressen von Sauerampfer an heftigen Kolikschmerzen und Krämpfen in den Gesichtsmuskeln und verendete nach kurzer Zeit. Da Vergiftungen durch Sauerampfer im Vergleich zu dem verbreiteten Genuß der Pflanze sehr selten sind, so könnte man vermuten, daß die Vergiftungen von dem Standort der Pflanze und der Jahreszeit abhängen, in der der Sauerampfer genossen wurde. Leider ist über diese Dinge bei den Botanikern nichts bekannt. Man weiß nur, daß der Sauerampfer reich an Kleeal und Kali ist. Der schädliche Einfluß des Sauerampfers könnte auch ein mittelbarer sein, indem das in ihm enthaltene Kleeal erst eine Magen- und Darmentzündung hervorruft, worauf sich durch Gährung und ähnliche Fermentvorgänge gewisse giftige Stoffe entwickeln, deren Ausscheidung durch die Nieren eine heftige Nierenentzündung nach sich zieht. Doch spricht der schnelle Eintritt der Krankheitserscheinungen mehr dafür, daß die Nierenkrankung eine unmittelbare Folge des Sauerampfergenusses und wahrscheinlich des Kleeal-säurehaltigen des Sauerampfers ist. Unter allen Umständen aber lehrt die mitgeteilte Erfahrung, daß ein reichlicher Genuß von Sauerampfer zu erster Lebensgefahr zu führen vermag. —

— **Gefrorene Kaninchen.** In Australien hat man sich seit langem mit der Ausrottung der Kaninchen befaßt. Nunmehr aber hat sich eine Industrie gebildet, die aus dem bisher als schädlich verfolgten Tiere Nutzen ziehen will. Die Kaninchen werden in gefrorenem Zustande als Konsumartikel ins Ausland ausgeführt. Wie die „Revue scientifique“ berichtet, wurden schon im Jahre 1897/98 nur von Neu-Seeland 2 250 000 gefrorene Kaninchen und 7 750 000 Häute exportiert. Es giebt Firmen, die täglich 15–20 000 Kaninchen ausführen und den Jägern, die sie ihnen verkaufen, bis 20 000 Pes. die Woche bezahlen. So ist das früher als Landplage betrachtete Kaninchen zu einer bedeutenden Einnahmequelle geworden. —

## Geschichtliches.

— Die älteste handschriftliche Urkunde über die Entdeckung Amerikas. In Kopenhagen befindet sich ein interessantes, bisher noch wenig beachtetes Dokument, aus dem die „Zeitschrift für Völkerverfreunde“ in ihrem Juli-Heft einige Seiten zum erstenmal veröffentlicht. Es handelt sich um den Codex Flateyensis, eins der ausführlichsten Sammelwerke Islands, das für die erste Entdeckung Amerikas durch Angehörige des germanischen Stammes zuerst den Beweis erbracht hat. Das Flatey-Buch ist auf Pergament geschrieben und besteht aus zwei biden Folianten. Die Länge einer Wildseite beträgt etwa 14, die Breite 10 dänische Zoll. Norwegische Königs- und Volksagen, Volksgefänge, Annalen und Schilderungen von Begebenheiten innerhalb und außerhalb Norwegens sind darin enthalten. Die Handschrift ist zwar, wie in der Vorrede steht, bereits 1880 vollendet gewesen, aber einzelne Gefänge und Mitteilungen sind erst später eingestrichelt. Die alten Runen wurden in Island durch lateinische und gotische Schriftzeichen verdrängt, so daß auch das Flatey-Buch in altgotischer Mönchsschrift geschrieben ist. Die Initialen sind mit dem Pinsel ausgeführt und in den verschiedensten Farben, meist rot und blau, gehalten. Zuweilen finden sich fabelhafte Gestalten an die großen Anfangsbuchstaben gefügt. Bis zu der Auffindung der Flatey-Handschrift, die 1602 nach Kopenhagen gelangte, war die Entdeckung des westlichen Erdteils durch die Grönländer nur in sagenhafter Form überliefert. So berichtet Adam von Bremen, der sich 1070 am dänischen Königshofe aufhielt, über die märchenhafte Erzählung vom König Harald, der das Ende der Welt und die Ausdehnung des Ozeans habe feststellen wollen, aber mit genauer Not dem Schicksal entgangen sei, „in des unergründlichen Abgrunds Tiefe zu fallen“. Er erwähnt auch die Auffindung „Winlands“, das so genannt werde, weil Wein dort wild wachse, und Korn, ohne daß es gesät werde. Aehnliche abenteuerliche Vorstellungen über Winland waren bei norwegischen und isländischen Schriftstellern verbreitet. In romanischen Ländern war die „Winland-Sage“ gar

nicht bekannt. Nach dem Bericht des Flatey-Buchs, das die erste glaubhafte Darstellung der Winland-Fahrten enthält, kann mit Sicherheit sogar auf die geographische Lage Winlands geschlossen werden. Es muß südlich vom 49. Breitengrade gelegen haben. Die Beschreibung: „Da kam um die Winterzeit kein Frost, und das Gras wuchs nur wenig; da glühten sich Tag und Nacht in ihrer Länge, mehr als auf Grönland, die Sonne ging am kürzesten Tag nach 3 Uhr unter und erhob sich vor 9 Uhr, das Vieh brauchte keine Ställe im Winter und fand draußen noch Grasweide“, deutet auf das heutige „Neuschottland“ hin. Auch über den Volksstamm der Ureinwohner von Nordamerika enthält das Flatey-Buch einige Aufklärung. Die darin erwähnten „Straelinger“ werden als Indianer gekennzeichnet. Sie treten als Krieger und Jäger auf und treiben lebhaften Tauschhandel mit Pelzwerk vor den Blodhäusern der Wikinger. —

**Völkerkunde.**

— Wie die Armenier Brot backen. Eine eigenartige Methode, Brot zu backen, hat der Reisende Hovey bei den Armeniern gefunden. Ihr Ofen besteht in einem Loch, das in die Erde gegraben wird, von etwa 0,90—1,20 Meter Durchmesser auf dem Boden, während es nach oben bedeutend schmaler wird. Im Inneren ist es mit Thonplatten belegt. Geheizt wird dieser Ofen, indem auf dem Boden brennende Holzstücke oder Holzkohlen verteilt werden. Während der Heizung bereitet der Bäcker seinen Teig in einer Mulde, und zwar formt er ihn zu Klößen von einer gewissen Größe, darauf nimmt er jeden Klotz einzeln und bearbeitet ihn mit einer Walze auf einem Brett oder einem flachen Stein, bis er zu einem dünnen Blatt von ca. 90 Centimeter Länge, 40 Centimeter Breite und kaum 3 Millimeter Dicke geworden ist. Nachdem das Blatt dann geformt ist, wird es mit großer Geschicklichkeit in den Ofen gebracht und an den heißen Wänden gebacken. Es braucht nur wenige Minuten in dem Ofen zu bleiben, dann zieht es der Bäcker mit einem Haken wieder heraus und hängt die einzelnen Stücke längs der Wand seines Ladens auf, wo sie abkühlen und trocknen. Man könnte sie für braune Papierblätter halten. Obgleich das Brot ohne Salz bereitet wird, hat es doch gar keinen üblen Geschmack. Es wird sehr wohlfeil verkauft, das Kilogramm für 6 Kopelen. —

**Gesundheitspflege.**

en. Wie die chinesischen Aerzte die Diphtheritis heilen. Die chinesischen Aerzte nicht nur in China selbst, sondern auch in den holländischen Besitzungen in Indonesien sowie in westlichen Teile der Vereinigten Staaten üben vielfach einen außerordentlichen Einfluß auf die Bevölkerung aus. Es ist wunderbar, welches Ansehen sie sich sogar bei der europäischen Bevölkerung unter Umständen zu verschaffen wissen, so daß sie nicht selten mit Uebergehung eines europäischen Arztes zuerst zu Rate gezogen werden. Besonders Auf genießt ihre Behandlung der Halsbraune und der Diphtheritis, die ihnen in Batavia geradezu als Monopol zugestanden wird. Die holländischen Aerzte haben sich wohl oder übel dazu bequemen müssen, diesem Teil der chinesischen Heilkunst ihre Aufmerksamkeit zu schenken, zumal die Erfolge wirklich gut sein sollen und die Sterblichkeit an echter Diphtheritis bei der chinesischen Behandlung 20 Proz. nicht übersteigt. Nach tausend Schwierigkeiten ist es dem Dr. Vorderman in Batavia gelungen, hinter das chinesische Geheimnis zu kommen. Die chinesische Behandlung besteht danach aus drei Teilen: einem lokal angewandten Pulver, einem Medizintrank und allgemeinen Verhaltungsmaßregeln. Das ärztliche Rezept wird mit chinesischer Tusch auf Reispapier geschrieben, das oben mit roten Buchstaben verziert ist, die die Adresse und Sprechstunde des Arztes anzeigen. Ein entsprechendes Wort für Rezept giebt es übrigens im Chinesischen nicht. Die Zusammensetzung des gegen Diphtherie verschriebenen Pulvers ist nach unseren Begriffen sehr merkwürdig, es besteht aus einer Mischung von nicht weniger als 11 verschiedenen Stoffen, von denen manche vielleicht nur für die Chinesen selbst zu beschaffen sind. Da sind zunächst pulverisierte echte Perlen, dann Bezoorsteine vom Hind oder vom Affen (Steine, die sich im Magen verschiedener Tiere bilden), Kohle aus Pflaumensteinen, Indigoschaum, dann eine Reihe von Mineralstoffen wie Borax, Zinnober und essigsaures Kupfer und schließlich präpariertes Harnsediment von kleinen Kindern. Daß die chinesischen Aerzte für diese Mixturen einen ungeheuren Preis fordern, versteht sich von selbst. Sie blasen das Pulver aus einer in den Hals gesteckten Papierröhre auf die erkrankte Stelle, und es scheint, daß dadurch in wenigen Tagen die diphtheritische Erkrankung lokalisiert wird. In Batavia giebt es im chinesischen Viertel eine Reihe von Spezialisten für Halskrankheiten, deren berühmtester Si-ma-in, ein Nachkomme einer alten chinesischen Familie ist, die schon seit einer ganzen Reihe von Generationen berühmte Aerzte hervorgebracht hat. —

**Astronomisches.**

ar. Helligkeitsmessungen des Planeten Mars hat unter Verwendung eines Böllerschen Photometers Frau von Brittwitz zu Berlin in diesem Jahre angestellt. Wie der Astronom Verberich in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ mitteilt, lieferte der Apparat ein punktförmiges Bild des Mars, wobei durch ein bläuliches Glas die rote Farbe des Planeten in Weiß verwandelt wurde. Unter Berücksichtigung der wechselnden Entfernungen von

Sonne und Erde sowie des Einflusses der Phase wurde als mittlere Helligkeit des Mars in mittlerer Opposition der Wert —1,87 (in Sterngrößenklasse) erhalten. Der Mars ist also um 2,87 Grad heller als ein Normalstern erster Größe. Professor Müller in Potsdam hat früher die Helligkeit des Mars gleich —1,79 Grad bestimmt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Resultaten besteht somit nicht. —

**Humoristisches.**

— Beweis. Tischnachbarin: Und noch eins, Herr Professor, glauben Sie, hat der Mensch eine Seele?  
Professor: Aber sicher, wie wäre es sonst wohl möglich, einem Menschen die Seele aus dem Leib zu fragen? —  
— Stufenweise. „Am, Herr Länglich, woher kennen Sie denn eigentlich Ihre liebe Frau Gemahlin?“  
„Ach, gekannt haben wir uns schon als Kinder, kennen gelernt habe ich sie mal auf einem Ball, aber richtig kennen thue ich sie erst seit meiner Verheiratung.“ —  
— Erholungspause. Mieter (seit drei Tagen im Hause): In dem Klavierpiel nebenan tritt wohl gar keine Pause ein?  
Wirtin: O doch, ab und zu wird das Klavier gestimmt! — (Lust. Bl.)

**Notizen.**

— Die Berliner Hoftheater erzielen in diesem Jahre einen starken Ueberschuß, der hauptsächlich Johann Strauß zu danken ist. Die „Fledermaus“ brachte innerhalb zwei Monaten in vierzig Aufführungen etwa eine Viertelmillion Mark. Die Ueberschüsse werden zur Deckung der früheren, über die Subvention hinausgehenden Defizite verwendet. —  
— In Verbindung mit der nächstjährigen Berliner Kunstausstellung wird eine Architektur-Ausstellung vorbereitet. Sie soll namentlich die bauliche Entwicklung Berlins in diesem Jahrhundert veranschaulichen. —  
— Eine Gedächtnisfeier für J. G. Fichte, der in diesem Monat vor 100 Jahren nach Berlin übersiedelte, wird von der „Philosophischen Gesellschaft“ geplant. Es ist ferner angeregt worden, Fichte ein Denkmal in Berlin zu setzen. —  
— Bei dem Wettbewerb für die Wandgemälde des großen Saales im Hamburger Rathaus konnte ein erster Preis, für den 10 000 M. bestimmt waren, nicht vergeben werden. Aus der Gesamtsumme von 20 000 M. erhielten zweite Preise zu je 3000 M.: Ferdinand Keller-Karlsruhe, G. A. Cloß-Stuttgart, Friedrich-Berlin, Sid-Berlin; dritte Preise zu je 2000 M. erhielten: Duchesse-Hamburg, J. Hoff-Berlin, L. Detmann-Berlin, Otto Marcus-Berlin. 68 Entwürfe waren eingegangen. —  
— Das Projekt einer Rodin-Ausstellung hat einer Kommission des Pariser Stadtrats zur Entscheidung vorgelegen und ist von diesem definitiv genehmigt worden. Die Ausstellung wird also zur Weltausstellung eingerichtet werden. An einem Tage der Woche soll der Eintritt frei sein. —  
— In der Nähe von Biel ist, wie der „Frankfurter Zeitung“ aus Zürich geschrieben wird, an der Römerstraße, die von Aventicum nach Windonissa führte, ein Wall bloßgelegt worden, der als ein großes keltisches Werk erkannt wurde, dem in der Schweiz bis jetzt kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Im Innern des Walles fanden sich keine Spuren, die auf römischen Ursprung deuten, dagegen die für keltische Bauten charakteristischen Turmsteinauente. —  
— Zum Studium der granulösen Augenkrankheit sollen in den Provinzen, in denen das Uebel häufiger auftritt, Kurse für beamtete und Privatärzte auf Staatskosten stattfinden. —  
— Auch die X-Strahlen „sahen dagewesen“? Nach der „N. Fr. Pr.“ findet sich in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ vom 23. November 1846 folgende Notiz: „Der menschliche Körper durchsichtig. Der griechische Physiolog Geltja hat, dem „Athenäum“ zufolge, der Akademie der Wissenschaften in Paris die Anzeige gemacht, daß es ihm gelungen sei, mit Hilfe des elektrischen Lichtes durch den menschlichen Körper zu sehen. Er behauptet, selbst Krankheiten im Innern der Eingeweide gesehen zu haben, der Verdauungsprozess, der Blutkreislauf, die Bewegung der Nerven — dies alles ward dem Herrn Geltja sichtbar. Wenn dieses Anthroposkop (so nennt er seine Erfindung) nicht ein bloßer Puff ist, so wird das alte Sprichwort zu Ehren, welches da sagt, man könne niemandem ins Herz sehen. Herr Geltja kann die Nerven prüfen.“ —  
— Die „Times“, heute das größte englische Blatt, wurde im Jahre 1791 begründet. Damals bestand die Zeitung aus einem einzigen Blatte, von dem die Rückseite nicht einmal bedruckt war. Eine einzige Maschine lieferte stündlich 300 derartige Blätter. 1814 ließen sich die Eigentümer eine weitere Druckpresse bauen, die stündlich 1800 Blätter lieferte und im Jahre 1827 wieder eine neue für 4—5000 Exemplare; im nächsten Jahre wurde eine bedeutend verbesserte Maschine aufgestellt, die 10 000 Exemplare fertig stellte. —